

## Spurenlesen als literarische Lektüre?

### Indizienpoetik und Zeugenschaft bei Hölderlin

Csongor Lőrincz

Manche Tendenzen der Literaturwissenschaft in den 1980er und 1990er Jahren haben sich bekanntlich als Kritik an semiotisch-semiologischen Modellen der Zeichenhaftigkeit der Sprache verstanden. Im Falle etwa der – in der deutschen Tradition stehenden – philosophischen und literarischen Hermeneutik verwundert dies wohl nicht, verschrieb sich diese Richtung einem Sprachbegriff, der vor allem auf die »Traditionen Humboldts« zurückzuführen war. Auf dieser Überlieferungslinie wurde wiederholt darauf insistiert, dass die Sprache in ihrer primär dialogisch-sinnhaften Konstitution nicht mit einem Zeichensystem zu verrechnen ist, dass das Zeichen mitnichten im Zentrum des Sprachdenkens stehen kann.<sup>1</sup> Vielmehr müssen im dialogischen Sprachverstehen der Anrufcharakter der Sprache (bei Heidegger) oder das Gespräch als Medium des hermeneutischen Geschehens und der Erfahrung (bei Gadamer) fokussiert werden. Das Zeichen erscheint in dieser Auffassung immer schon als eine nachträgliche Abstrahierung, gar Reduzierung des als Sprachereignis verstandenen Interpretationsgeschehens, in dem nicht nur »Bedeutungen«, sondern die ganze Welthaftigkeit der sprachlichen Seinsweise der Kommunikation impliziert ist. In anderen, eher nordamerikanischen Kontexten wurde der Vorstoß der »Grammatologie« Jacques Derridas aufgenommen, der zwar dem Begriff »Zeichen« näher stand (als die deutsche Tradition), aber vielleicht gerade deshalb vor allem den Begriff des Signifikanten mitsamt seiner systematischen (sprach- und kognitionstheoretischen, repräsentationslogischen) Filiationen einer konsequenten Dekonstruktion unterzogen hatte. Die Kritik an der metaphysischen Zweiteilung Signifikat-Signifikant führte zur Befragung der

<sup>1</sup> Vgl. Trabant 1990; Weinsheimer 1991

vermeintlich unhinterfragbaren Kategorie des »Zeichens« und zu seiner Verschiebung aus dem strukturell-semiotischen Modell der Signifikation in die spurhafte Dimension der *différance* (der Verzögerung wie Wiederholung der Bedeutungen und der Zeichen selber). Grob gesagt ging hier der genannten Zweiteilung die Spur oder die Inskription als deren Ermöglichungsgrund voraus, der aber nicht so sehr als transzendente Basis, sondern als Moment der Iterabilität (Wiederholbarkeit) der Zeichen gedacht wurde. Dies bedeutet aber auch, dass die Spur bei Derrida nicht einfach als semiotische Gegebenheit oder als graphisches Phänomen, sondern als eine materielle Latenz der genannten Wiederholbarkeit, als eine Art Hardware der Zeichen situiert wird, die für die erscheinende und bedeutende Sprache nicht zu erreichen ist.

In erster Linie haben in beiden Richtungen bestimmte Bewegungen im Sprachbegriff selber zu einer nachhaltigen Modifizierung der zeichentheoretischen Annahmen und Modelle geführt. Dies kann von der Weiterentwicklung der Semiotik zu einer Kultursemiotik in der vor allem slawistisch geprägten Literaturwissenschaft wohl nicht im selben Maße behauptet werden, wobei hier gerade die Temporalisierung der zeichenhaften Konstellationen in Kontexten des Erinnerns und Vergessens eine bemerkenswerte Entwicklung darstellt.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Vgl. Lachmann 1993

Die Bestrebung der Semiotik, eine objektive Wissenschaft der Zeichen zu begründen, wurde jedenfalls an mehreren Fronten einer gründlichen kritischen Befragung unterzogen. Hier wurde auch die Vermutung geäußert, dass die scheinbar unhintergehbare Distinktion von *langue* (Sprache als System) und *parole* (Sprache als Totalität des Gesprochenen) als Resultat der objektivistischen Einstellung der Semiotik gewertet werden könnte.<sup>3</sup> Die dominant kognitive Einfärbung des Zeichenbegriffs kann auch im Begriff des semiotischen Codes entdeckt werden, der als Ermöglichung und Autorisierung der Zeichenverhältnisse und der semiologischen Praxis verstanden wird. Denn: Wie kann man literarische Texte mit dieser Begrifflichkeit erfassen, wenn diese Texte gerade dadurch literarisch werden, dass sie einen solchen Code oder eine Konvention entbehren, die ihre Zeichenprozesse aufschlüsseln könnten?

<sup>3</sup> Vgl. M. Fehér 2004, 40

Es wurde ferner deutlich, dass die Kritik nicht nur dem Begriff des Zeichens, sondern auch weiteren Kategorien galt, auf denen jener Begriff gleichsam basierte bzw. sie verkörperte. Hier sind die Kategorien der Rationalität, der Transzendentalität und des Bewusstseins jene Grundlagen,

ohne die die Semiologie wenn auch unterschwellig nicht auszukommen scheint. So Lévi-Strauss in seinem Werk *Traurige Tropen*: »Es gibt jenseits des Rationalen eine weit bedeutsamere und fruchtbarere Kategorie, nämlich des Signifikanten, welcher die höchste Seinsweise des Rationalen ist«. Manfred Frank konnte dann 1984 resümieren: »Der *linguistic turn* besteht in einer Überführung des philosophischen Paradigmas des Bewusstseins in dasjenige des Zeichens. Nicht mehr das Bewusstsein ist der transzendente Ort der ›Bedingung der Möglichkeit‹ von Sinn, Bedeutung und Referenz, sondern das Zeichen. Transzendentalphilosophie geht über oder geht auf in Semiologie, d.h. in Zeichentheorie«. <sup>4</sup> Die Komplizenschaft zwischen Zeichen und Bewusstsein hatte Nietzsche in der *Fröhlichen Wissenschaft* freilich schon in aller Deutlichkeit entlarvt: »Die Welt, deren wir bewusst werden können, [ist] nur eine Oberflächen- und Zeichenwelt, eine verallgemeinerte, eine vergemeinerte Welt...«<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Lévi-Strauss 1978, 48; Frank 1984, 282 [zit. nach Fehér 2004, 22f]

<sup>5</sup> Nietzsche 1980, 593

Die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte lassen sich grob betrachtet als eine Abkehr von diesem Intellektualismus der semiologischen Denkweise auffassen, die die Sprache auf Kognition und Rationalität beschränkt und hinter der Vorrangstellung des Zeichens ein letztlich kognitives Modell der Sprache erarbeitet. Die Zuwendungen zur Referentialität, Materialität und Performativität entdecken und verstärken Bereiche der Sprache als Medium, die gewissermaßen nicht-semiotisch zu nennen sind. Spur, Materie, Handlung, Referenz, Schriftbild, Kulturtechnik – diese Ausdrücke lösen das »Zeichen« ab bzw. erweitern es auf nicht-kognitive Bereiche. Dabei fällt folgender Aspekt auf: Eine Wiederkehr der Unmittelbarkeit, der Sinnlichkeit, der »Materialität« scheint erfolgt zu sein, die sich auch als Reaktion auf die Abstraktionen der Semiotik (nebst der sprachlich-textuellen Orientierung der Hermeneutik und der Dekonstruktion) werten lässt. Die Frage kann hier nur gestellt werden, ob damit bestimmte Aporien des Zeichendenkens gelöst sind oder ob sie nur verschärft werden. Genauer: ob man oft vielleicht gefangen bleibt in der Zweiteilung Signifikat und Signifikant, bloß unter Abzug des Systemdenkens und im Zuge einer Re-materialisierung des Signifikanten, seiner Unterscheidung von den vermeintlich »bloßen« Metaphern. Die Einbeziehung kulturtechnischer Dispositive kann genauso sehr auf die (sinnlich-anschauliche, ikonische, graphische, selbstreferentielle) Feststellung des Signifikanten hinauslaufen, wie bestimmte Paradigmen der »Performanz« und der von ihr erzeugten »Präsenz« den Signifikanten mit

materielleren Entitäten zu ersetzen trachten. Bevor auf ein Beispiel dieser Entwicklungen, auf den Konnex Spur und Indexikalität eingegangen wird, seien einige kurze Hinweise vor allem auf die dekonstruktive Situierung des »Zeichens« und seiner terminologischen Filiationen im Dreieck Referentialität-Materialität-Performativität gestattet.

## 1. Zeichen und Referentialität

Bei Paul de Man geht dieser Problematik die Rhetorik voraus, die rhetorisch-tropologische Verfasstheit der Sprache ist verantwortlich dafür, u.a. die semiotischen Unterscheidungen problematisch erscheinen zu lassen. Grundunterscheidungen der (literaturwissenschaftlichen) Semiotik – zwischen Zeichen und Trope, Referenz und Bedeutung – werden brüchig infolge der rhetorischen Aktivität und der von dieser ermöglichten »referentiellen Produktivität«<sup>6</sup> der Texte. Diese Aktivität und Produktivität sind aber bezeichnenderweise ohne das Lesen als Stimme- und Gesicht-Verleihen (die Ausstattung der Texte mit – zwar fiktiven, da rhetorisch instrumentierten – sinnlichen und medialen Aspekten, damit sie ihre Kommunikationsakte inszenieren können) nicht möglich, das Lesen, das (nicht nur) in semiotischen Modellen nur scheinbar einen Platz hat. Der objektivistische Anspruch der Semiotik erweist sich als Illusion:

<sup>6</sup> de Man 1993,  
133

Die Prosopopeia [das genannte Stimme- und Gesicht-Verleihen als rhetorische Figur, die Versehung des Textes mit einer »Maske«, die zu sprechen vermag] macht die Unterscheidung zwischen Referenz und Bedeutung zunichte, von der alle semiotischen Systeme (...) abhängen. Der Anspruch aller Dichtung, das Unsichtbare sichtbar zu machen, ist eine Figur in dem genauen Sinn, dass sie die Unterscheidung zwischen Zeichen und Trope zunichte macht. Sie schmuggelt die Listen der Rhetorik wieder zurück in die hygienische Ordnung der Semiotik.<sup>7</sup>

<sup>7</sup> de Man 1998,  
411

De Man liefert in seinem Kleist-Aufsatz über dessen *Über das Marionettentheater* eine weitere Kritik der semiotischen Formalisierung, deren versteckte Motivationsgründe er sich nicht scheut, mit pädagogischen und wissenschaftsinstitutionellen Beweggründen in Verbindung zu bringen. Die tiefgreifendste Problematisierung, »die Frage des Lesens« gilt hier aber dem Verhältnis von Signifikat und Referent, deren Nichtunter-

scheidbarkeit, zumindest aber ambivalente Trennung («zwischen der Gewalt auf der Bühne und der Gewalt auf der Straße») gewaltige Fragen der textuellen Politik aufwirft.<sup>8</sup> (Man hört auch heute immer wieder noch in der germanistischen Literaturwissenschaft, die Dekonstruktion – dabei eben Paul de Man – sei nur an den »immanenten« tropologischen Verweisungen der Sprache interessiert und vergesse die referentielle Funktion. Dies wird über einen Autor behauptet, der zahlreiche Arbeiten nicht zuletzt über autobiographische und politische Texte, ein halbes – freilich auf Deutsch nicht vorliegendes – Buch über den wichtigsten literarischen Autobiographen nach dem Zeitalter der Repräsentation, über Rousseau, veröffentlichte und auf der referentiellen Produktivität der bei ihm längst nicht mehr als »Gattung« verstandenen Autobiographie gegenüber der Pakttheorie Philippe Lejeunes beharrt hat. Sein Rilke-Aufsatz – die höchst seltene Ausnahme eines weniger gelungenen Textes bei de Man, in dem er den Sprachraum der oft dialogisch ausgerichteten Dichtung Rilkes (vgl. das Sprechen dem »Engel« gegenüber in den *Duineser Elegien*) auf eine Autopoiesis der sprachlichen Tropologie totalisierend verkürzt – wird deutlich über Gebühr herangezogen, um die vermeintlichen immanentistischen »Schranken« der Dekonstruktion de Mans aufzeigen zu wollen.)

<sup>8</sup> de Man 1988, 222

## 2. Zeichen und Materialität

Die wohl heikelste Frage gilt der Materialität des sprachlichen bzw. textuellen Zeichens – einer Materialität, die in einer umsichtigen Annäherung über die erwähnten metaphysischen Implikate des Zeichenbegriffs wohl hinausführen kann. Hier darf wiederum de Man ins Feld geführt werden, der diese Materialität nicht als traditionell gedachte Materie oder als Präsenz, geschweige denn als Gegenständlichkeit, sondern als (nicht einfach nur graphische) Einschreibung, als Memorat oder Notation zu fassen versucht. Die Einschreibung oder Notation von *Namen* impliziert laut ihm ein mechanisches Gedächtnis, das sich als Maschine betätigt, die aber – entgegen der Behauptung von Trabant («Der Weg der Hegelschen Vorstellung von der Erinnerung, dem nächtlichen Schacht der Intelligenz, über die Einbildungskraft zum Gedächtnis ist eine Bild-Abtötungsmaschine, eine semiotische Maschine, die das Bildliche

<sup>9</sup>Trabant 1993, 423 zum Zeichen und schließlich zum Namen und das heißt zum Begriff transformiert.«<sup>9</sup> – gerade keine »semiotische« ist, da sie nicht an Signifikation interessiert ist. De Man:

Das Gedächtnis ist für Hegel das mechanische Auswendiglernen von *Namen* oder von Wörtern, die als Namen angesehen werden, und es kann daher nicht von der Notation, der Registrierung oder dem Aufschreiben dieser Namen getrennt werden. Um etwas im Gedächtnis zu behalten, ist man genötigt aufzuschreiben, was man sonst wahrscheinlich vergessen wird. Mit anderen Worten, bei Hegel bewerkstelligt die Idee ihr sinnliches Scheinen als materielle Registrierung von Namen. Das Denken ist völlig von einem geistigen Vermögen abhängig, das durch und durch mechanisch ist ...<sup>10</sup>

<sup>10</sup> de Man 1993, 55

Die infolge dieser Maschinenhaftigkeit eingeschriebene (oder implizierte) Materialität wird von de Man – und das ist bis heute das Schwierige an diesem »Begriff« – gewissermaßen als Gegenpol zur Phänomenalität, zum Erscheinenden gedacht. Eine solche »Materialität ohne Materie«<sup>11</sup> führt zum Ergebnis, dass unsicher wird, ob der Signifikant noch signifikationsermöglichend ist, ob er noch irgendetwas bezeichnet oder diese Bezeichnungsfunktion verliert, vergisst:

<sup>11</sup> Vgl. Derrida 2006, 127

Als solche gehört [die Kunst] in der Tat zu einer Vergangenheit, die niemals zurückzugewinnen ist (...) Die Kunst ist in radikalem Sinne »ein Vergangenes«, insofern sie, wie die Tätigkeit des Gedächtnisses, die Verinnerlichung der Erfahrung für immer hinter sich lässt. Sie ist ein Vergangenes, insofern sie ihren idealen Inhalt mechanisch-materiell registriert und damit für immer vergisst.<sup>12</sup>

<sup>12</sup> de Man 1993, 55

Das Zeichen ist bei de Man vielmehr eine Inschrift (die Ebene des Buchstabens), die jedoch nicht mit der graphischen Dimension einer Notation zu verrechnen ist, gehört diese doch zur phänomenalen Ebene der Textualität, während die Inskription hingegen gewissermaßen in der Latenz verharrt und u.a. die Unterscheidung zwischen Zitationalität und Tropologie (als textuelle Programme, die der »Hardware« der Inskription implementiert sind) untergräbt.

### 3. Zeichen und Performativität

Hier geht es um die Einsicht, dass die Ereignishaftigkeit von Sprechhandlungen sich mithilfe oder aufgrund von semiotischen Codes und Determinanten nicht einfangen lässt. Diese werden oft vielmehr als Inszenierungsrollen, als Momente einer Theatralität verstanden. Das führt im Grunde zu einer Ambiguität der »Handlung«, die im textuellen Medium denkbar prägend ist. So gibt es kurz gesagt zwei Schwierigkeiten mit dem Enthusiasmus um die »Performanz« herum:

1. Man möchte die »Handlung« gerne eintauschen für die verloren gegangenen oder unheilbar ambivalent gewordenen semantischen und referentiellen Bezüge – als eine »überzeugendere« Form der Referenz (der Verkörperung, der Präsenz, etc.).
2. Die Sprechhandlung *als solche* lässt sich meistens nur aufgrund von konventionellen Kriterien fassen. Die Erkennbarkeit einer Sprachhandlung als solcher setzt eigentlich eine Konvention, eine Autorität oder Intentionalität voraus (letztere ist hingegen nie zu überprüfen), und performative Effekte der Sprache – z.B. die erwähnte maschinelle Textualität –, deren man sich in dieser Weise nicht vergewissern kann, sind folgerichtig auch nicht als »Handlungen« zu konzeptualisieren (vielmehr als materielle Ereignisse, als Differenzen und Intensitäten). Die Handlungen, die von einer Konvention autorisiert werden (wie in einem Satz: »das war eine performative Handlung«), sind in dem obigen Sinne nicht mehr performativ zu nennen, da ihre Identifizierbarkeit und Erkennbarkeit von konstativen oder kognitiven Auffassungsmodi bzw. institutionellen Instanzen gewährleistet bzw. eingerahmt wird. Man könnte auch sagen, die Rekonventionalisierung des Performativen stehe dem Code-Denken der Semiotik eigentlich nicht so ferne.

Nach diesen kursorischen Bemerkungen kommen wir zum eigentlichen Thema, das vor allem in einer Spannung begründet ist – zwischen Zeichen und Singularität. Wenn das Zeichen eine Entität ist, die Wiedererkennbarkeit voraussetzt, wie kann es mit Prozessen der Singularisierung verknüpft werden? Kann man von singulären Zeichen sprechen? Wie steht es mit den Kulturtechniken in dieser Hinsicht, die ja immer Wiederholbarkeit implizieren, Kulturtechniken der Wiederholbarkeit sind?

<sup>13</sup> Vgl.  
stellvertretend  
Krämer 2007

Vor diesem Hintergrund beobachtet man heute eine Tendenz in den Kulturwissenschaften (von der Philologie bis zur Philosophie), die vor allem auf Indexikalität setzt, auf eine Spurensuche, die die emphatisch als Spuren verstandenen Zeichen gleichsam von ihrer indexikalischen Ermöglichung her remotivieren, zumindest unter referentiell-technischen Aspekten konzeptualisieren möchte.<sup>13</sup> Im Rahmen der Indexikalität würden die drei oben genannten Aspekte gebündelt erfasst: Index als kulturelle oder inkorporierende Referentialität, als spurhafte Materialität und als Performativität (Hinterlassen und Erscheinen der Spur). Im Sinne dieses verlockenden Angebots könnte man eine zweifache Konkretisierung in Bezug auf die vermeintliche Singularität des Zeichens erreichen: sowohl den Signifikanten als sinnliche Größe als auch seinen Ermöglichungsprozess materialisieren (ihn nicht mehr als abstrakte Entität oder einfach codeabhängig denken). Wenn hier von »Prozess« die Rede ist – dem Prozess der Entstehung, Einschreibung von Spuren –, dann ist Temporalität involviert. Das Paradigma der »Spurensuche« geschieht es denn auf implizite Weise auch ein, dass der performative Akt als solcher nicht zu fassen, erst in einer Nachträglichkeit zu rekonstruieren ist. Auch die auf Materialität setzende Denkweise hat ihren Ursprung in einer Zeitlichkeit, die Singularität des Zeichens als Spur impliziert im gleichen Zuge auch ihre Temporalität. Ob diese Temporalität in einer Kausalität aufgeht und ob die temporale Ermöglichung und Verfasstheit der Spur (dass man nach noch so wichtigen »Spuren« immer erst von einem Vorverständnis, von einem hermeneutisch bereits erschlossenen Zusammenhang her sucht) in den neueren Kulturwissenschaften überhaupt und wenn ja, dann angemessen thematisiert wird, sei dahingestellt. Denn man kann mitunter nicht entscheiden: Wird hier wirklich über traditionelle Zeichenbegriffe hinausgelangt, oder werden diese vielmehr – unter Einbeziehung anderer »Aspekte« – gerettet. Zwar nicht als Signifikant im Sinne der Arbitrarität und des Codes, aber dennoch als eine anwesende – sinnliche – Größe, die als Indiz oder Anzeichen auf etwas Abwesendes (z.B. Vergangenes) verweist oder dieses evoziert. Solche Remotivierungswünsche könnten einem Kontrollbedürfnis entspringen, um z.B. interpretatorischen Risiken vorzubeugen. (Wie Foucault dargelegt hat, war das Paradigma der »Untersuchung« [»enquête«] mit historischen Machtpraktiken verbunden.)<sup>14</sup> Ist die »Lesekunst«, die von solchen indexikalischen Spuren herausgefordert wird, nur ein Ent-

<sup>14</sup> Foucault  
2002, 724-728

zifferungsakt oder doch Interpretation, deren Ausgang nicht gesichert und per definitionem offen ist (und bleibt)? Im zweiten Fall müsste sich aber der noch so vorhandene Index in (einen) Text verwandeln, dessen Lesbarkeit nie ganz auf referentielle Grundlagen zu stellen ist, diese vielmehr subvertiert.

Zur Befragung des Paradigmas einer »Indizienpoetik« bietet die Dichtung von Hölderlin, die ja nicht erst in ihrer späteren Phase an eminenter Stelle mit dem poetischen Begriff des »Zeichens« (als »Wink«, s. *Rousseau*) operiert, gute Chancen. Heideggers Deutung der ersten drei Zeilen des *Mnemosyne*-Entwurfs von Hölderlin in seiner Schrift *Was heißt Denken?* zielt in den Kern der hier verfolgten Problematik:

Ein Zeichen sind wir, deutungslos  
Schmerzlos sind wir und haben fast  
Die Sprache in der Fremde verloren.

Das »Zeichen« findet man laut den Überlegungen von Heidegger nicht vor, sondern es wird von einem Entzug eingeschrieben, der gleichzeitig auch ein Anziehen und »Ereignis« ist: Das »Zeichen« wird vom Sichertziehenden, von seinem Entzug eingepägt. »Als die so Geprägten weisen wir selber auf das Sichertziehende. Wir sind überhaupt nur wir und sind nur die, die wir sind, indem wir in das Sichertziehende weisen. Dieses Weisen ist unser Wesen. Wir sind, indem wir in das Sichertziehende zeigen. Als der dahin Zeigende *ist* der Mensch der Zeigende.« Und: »Was in sich, seinem Wesen nach, ein Zeigendes ist, nennen wir ein Zeichen. Auf dem Zug in das Sichertziehende ist der Mensch ein Zeichen. Weil dieses Zeichen jedoch in das Sichertziehende zeigt, deutet es nicht so sehr auf das, was sich da ent-zieht, als vielmehr in das Sichertziehen. Das Zeichen bleibt ohne Deutung.«<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Heidegger  
1954, 129f

Wenn das Zeichen vom Sichertziehenden *im* Ziehen eingepägt wird, dann ist das ein Vergessen, das das Zeichen hinter- oder übriglässt und dadurch gewissermaßen als Zeichen hervortritt (zum Ziehen und zur von ihm eingeschriebenen oder hinterlassenen, gerade im Ziehen selbst jedoch gewissermaßen auch ausgelöschten, zumindest aber dephänomenalisierten Spur – als Ereignis – hat sich Derrida geäußert).<sup>16</sup> Diese Zeichenwerdung korreliert mit dem Verlust der »eigenen« Sprache, die zum stummen Zeichen ihrer selbst wird, deren Verstimmlung gekappt wird (es begegnet kein Musenanruf im Text). Die Äußerlichkeit

<sup>16</sup> Vgl. Derrida  
1998, 227

des Zeichens als Vergessen tut sich in eben jenem Ziehen oder Zug auf, der das Zeichen überhaupt eingeschrieben hat. Eine seltsame Zirkularität, die am ehesten einer ihr Original ermangelnden Übersetzung gleicht (»Die Sprache« »in der Fremde« zu verlieren – »vielleicht in einer Übersetzung«, merkt Derrida an).<sup>17</sup>

Man könnte sagen, das »Zeichen« bezeuge das Sichertziehende nicht durch dieses oder jenes Merkmal, geschweige denn durch diese oder jene Bedeutung, sondern durch sein Dasein, das ein Übrigbleiben und keine identifizierbare Gegenständlichkeit ist. Ein stummes Zeugnis (»Zeuge« ist etymologisch mit »ziehen« verwandt), das als solches die »Botschaft« darstellt, ein Medium, das erst in seinem Übrigbleiben zu einem solchen wird.

Wenn »wir« »ein Zeichen« »sind«, das Menschliche also zum Zeichen wird, dann ist es nur in seinem Zeichen-Sein überhaupt da, »schmerzlos«, das heißt, ohne auf kausale Weise determinierende referentielle Kontexte und ohne einen direkten kommunikativen Bezug (»... fast/Die Sprache in der Fremde verloren.«). Dieses »wir« ist zum »Zeichen« seiner selbst geworden, zu einem Monument oder Denkmal, das das »Wir« *ist*. In seinem Zeichen-Sein bezeugt es gleichsam sich selbst, dass es da ist als Zeichen, zu dem es geworden ist – das ist seine »Botschaft«. Das »Zeichen«, das Medium ist also die Botschaft – dass das »Zeichen« übrig geblieben ist, dass es dieses Übrigbleiben trägt, besser gesagt, das Übrigbleiben selbst ist. (Im Sinne der letzten Zeile von *Andenken*: »Was bleibt aber, stiften die Dichter.« Das ist auch eine Zirkularität der Nachträglichkeit: Erst vom »Bleiben« her kann man vom »Stiften« reden – das ist kein Stiften, das dann auch noch zu »bleiben« vermag. Der Satz setzt daher eine paradoxe temporale Struktur voraus: Diese stiftet kein Etwas, sondern vielmehr den Rest von diesem Etwas. Das »bleibt *aber*« bewirkt eine Unterbrechung, eine Art anakoluthische Zäsur, wo also das »bleiben« kein Teil oder Strukturmoment eines zeitlichen Prozesses darstellt, sondern einen übrig gebliebenen Rest markiert. Eine Stiftung aus der Zukunft, Stiftung des Restes der Zukunft. Das »bleiben« ist daher ein Ereignis, kein bloß übrig gebliebenes Indiz oder Index, im semiotischen Sinne). Ein Zeugnis, das eine Art Rest darstellt und diese Restlichkeit als seine Botschaft an sich trägt (es erscheint fraglich, diesen Vorgang mit dem Begriffpaar der »Desemiotisierung/ Resemiotisierung« fassen zu können,<sup>18</sup> da das Ineinander von Entzug, Zeichen und Zeugnis dadurch

<sup>17</sup> Derrida 1988, 55

<sup>18</sup> Vgl. Lachmann 1993, XVIII

nicht erfasst wird). Diesem »Zeichen« als Botschaft eignet demnach eine paradoxe Singularität, die erst im Entzug seiner Bedeutungen erfahrbar wird. Man liest im Zeichen immer schon den Entzug, bzw. dieser lässt sich nur im Zeichen oder als Zeichen wahrnehmen, besser: lesen, dennoch kann man Entzug und Zeichen nicht zur gleichen Zeit fassen. Zusammenfassend: Im dreifachen Verhältnis von Zeichen-Rest-Zeugnis wird das Zeichen dergestalt zum Zeugnis, dass es einen Rest darstellt, so bildet es sich aus oder wird eingeschrieben und dieser Restcharakter vermittelt zwischen Zeichen und Zeugnis: Das Zeichen wird in seinem Restcharakter zum Zeugnis, über seine vermeintlichen semiologischen Funktionen hinaus. Daher ist die Äußerlichkeit des Zeichens die von einem Rest (nicht von einem Gegenstand), also bedeutet sie keinen äußeren Abdruck des signifikativen Prozesses. Das Zeichen ist nicht einfach ein Indiz, sondern es ist ein Zeugnis, da es von einem Ereignis zeugt, das man nicht voraussetzen oder mit anderen Mitteln rekonstruieren kann, das sogar ein Ereignis des Entzuges darstellt, und in diesem Sinne ein nicht-stattgefundenes oder virtuelles Ereignis ist.

Das kürzeste Gedicht Hölderlins, das rätselhafte *Der Winkel von Habrdt*,<sup>19</sup> scheint eine indexikalische Spur ins Zentrum der poetischen Selbstpräsentation zu legen: <sup>19</sup> Hölderlin 1992, 446

Hinunter sinket der Wald,  
 Und Knospen ähnlich, hängen  
 Einwärts die Blätter, denen  
 Blüht unten auf ein Grund,  
 Nicht gar unmündig  
 Da nemlich ist Ulrich  
 Gegangen; oft sinnt, über den Fußtritt,  
 Ein groß Schiksaal  
 Bereit, an übrigem Orte.

Der Titel ruft eine geographische Referenz und mit ihr durch den Eigennamen »Ulrich« ein historisches Denotat auf, das an die Fiktion grenzt. (In Binders Zusammenfassung: »Der ›Winkel von Hardt‹ ist ein Felsblock im Walde des Dorfes Hardt, nahe bei Nürtingen, der Heimat Hölderlins. Er besteht aus zwei mächtigen, gegeneinander geneigten Felsplatten – darum ›Winkel‹ genannt –, die einen zeltartigen Unterschlupf bilden, worin der Herzog Ulrich von Württemberg 1519 auf der

Flucht eine Nacht zugebracht haben soll; eine Spinne zog ihr Netz über den Eingang und verbarg ihn vor seinen Verfolgern. Ein flacher Stein neben dem Felsen zeigt eine Vertiefung in der Gestalt eines Fußes, die im Volksmund der ›Fußtritt‹ des Herzogs heißt. Eine Wunderrettung also, mit Legendenmotiven ausgeschmückt, die wie der Ort selbst Hölderlin wohl bekannt war.«<sup>20</sup>

<sup>20</sup> Binder 1970,  
351

Die Gedichtszene wird von einer *grundlegenden* Asymmetrie beherrscht: Alle verbalen Isotopien (»Hinunter sinket«, »hängen / Einwärts«, »unten ... ein Grund«) deuten auf den unvordenklichen »Grund« »unten«, sie werden von der von ihm ausgehenden Schwerkraft veranlasst. Sie werden gewissermaßen erst von ihm her zu Bildern von doppelter Identität. Die Zeilen reflektieren ja ihren figurativen Charakter in »Knospen ähnlich«, erst recht aber im »Aufblühen« des Grundes, das den Topos der »flores poeticae« heraufbeschwört. Diese Tropologie ruht jedoch einer Deixis in Bezug auf den selbst nicht restlos tropologischen »Grund« auf, die auch eine Ana-Deixis der Grundlosigkeit ist. Wenn »Grund« sich mit dem in »unmündig« versteckten »Mund« reimt, so ist dieser »Grund« eine Öffnung, die das in ihr Zeigende auch zu verschlingen droht. Dieser Grund als Mund – letztendlich wohl der erst in der siebten Zeile genannte »Fußtritt« – wird auch vom »Winkel« ikonisiert, und so münden die Isotopien der ersten Zeilen (»Wald«, »Knospen« bzw. »Blätter«) in diesem Winkel, sie gehen in diesem (Nicht-)Ort auf.

Im textuellen Komplex um den »Grund« herum ist ein impliziter bild- und sprachkritischer Zug nicht zu übersehen, auch wenn das in Widerspruch zu geraten scheint zum affirmativen Vers »Blüht unten auf ein Grund«. Das Bild des sprechenden »Grundes« – als eines »Mundes« – wird erst durch den »Fußtritt« konkretisiert. Das heißt, das metaphorische Sprechen des Mundes im »Grund«, die Prosopopöie des Stimme-Verleihens kommt von einer Metonymie (einer Kontiguität) her, wird also veranlasst von einem Eingravieren des »Fußtritts« in den »Grund«. Wenn »die Stelle wie ein Mund zu dem ›Sinnenden‹ spricht«,<sup>21</sup> so kann das nur ein Mund sein, zu dem gleichsam kein Gesicht gehört. Es ist eine Öffnung, die gleichsam schon vor dem Sprechen sich öffnet und ohne zu sprechen spricht. Dieser Ort – der »Grund« als »Mund« – stellt keine messbare Extension dar, er ist weder sensibel noch intelligibel, er ist vielmehr ein sprachlicher Ort, der auf das Sprechen (auf ein Heißen) hin geöffnet ist, ohne den Zustand der Aussagbarkeit zu erreichen (das

<sup>21</sup> Binder 1970,  
352

Sprechen nur indirekt nahegelegt in »nicht gar unmündig«). Auch die Stimme verbleibt zwischen der Öffnung des Mundes und der Verlautbarung, wie ein virtuelles Versprechen – so wie die Bilder zwischen dem amorphen Ziehen in den »Grund« hinein und den tropologischen Effekten der Visualität situiert worden sind.

Die sprachliche Bedingtheit dieses Komplexes ist kardinal: Der »Fußtritt« lässt sich überhaupt erst von der Sage her wahrnehmen. So kann man das Sprechen des Mundes als das (Weiter)Sagen der Sage und die interpretatorische Situation als Auslegung ebendieser Sage konkretisieren. Dieses Sagen gibt Anlass zum Interpretieren (»oft sinnt, über den Fußtritt«), nicht der »Fußtritt« alleine. Die Immaterialität der Sage kommt in eine merkwürdige Kreuzung mit der Materialität des Fußtritts als Index. In diesem Sinne ist jeglicher Klangeffekt im Gedicht vom Diktat der Sage her eine Zitationsfigur, ein Echo der Worte der Sage. Erst in der Differenz zwischen Zitiertem und Zitierendem tut sich die genannte Öffnung auf, ohne aber selber Resultat von der Zitation zu sein. Der referentielle Wert der Beschreibung wird eingeklammert, dies kann also Effekt der Sage sein, die gleichzeitig aber auch eine Semantisierung des »Fußtritts« herbeiführt.

Das heißt nun, dass der Ort nicht erst vom »Fußtritt« als indexikalischer Spur, sondern genauso sehr vom impliziten Sprechen der Sage als Zitat her zum Ort wird. Schließlich wäre der »Fußtritt« ohne die Sage (die Sprache) ein undeutbares Zeichen, gleichsam sein eigenes Fehlen. Die Sage ist diejenige Karte, die in der Identifizierung und Semantisierung der Spur den Ort nicht nur bezeichnet, sondern ihn vielmehr hervorbringt. Die Referentialisierung der Sage wiederum scheitert aber auch, da der »Fußtritt« den Tod des Gehenden, sein endgültiges Vergangensein anzeigt.

Die Spur ist »nemlich« Index, sie markiert eine sowohl räumliche als auch zeitliche Abwesenheit: »Da nemlich ist Ulrich / Gegangen.« Der »Fußtritt« ist also keine autonome Entität, sondern Spur eines Schrittes als einer automatisierten und unwillkürlichen Körperbewegung. Eine kontingente, nicht-intentionierte Spur, hinterlassen von einem historischen Individuum in einem bestimmten Augenblick und kein Sich-Manifestieren eines Höheren. So kann man für den »Fußtritt« den aus der Theologie stammenden Ausdruck vom »vestigium« einführen, der ja »Schuh«- oder »Fußsohle«, »Fußabdruck« bedeutete.<sup>22</sup> Wichtig ist

<sup>22</sup> Vgl. Didi-Huberman 1995, 54. Nancy 1999, 139-146

hier, dass das Gedicht sich sichtlich nicht auf eine einstige Anwesenheit richtet und diese in der Entzugsmodalität etwa einer Trauer heraufbeschwört, sondern den legendenhaften Hintergrund, den Namen ihrer Protagonisten in einem emphatisch-bejahenden Ton in Bezug auf den Ort herbeizitiert: »*Da* nemlich ist Ulrich gegangen.« So scheint der Text am Verhalten zur Spur selbst interessiert zu sein und sie nicht als die Anzeige eines Übersinnlichen auszulegen (»*Vestigium* kommt von *vestigare*, nachspüren (...) Es bedeutet nicht, »auf der Suche sein«, sondern der Spur eines anderen folgen«).<sup>23</sup> Die Stelle eines höheren Übersinnlichen nimmt hier gerade eine geschichtliche, *endliche* Singularität, gar ein Eigenname ein. »Hinter« dem »Fußtritt« oder bei seinem Ursprung steht, besser: vergeht nichts anderes als ein Schritt, der die Spur einer Berührung, seine eigene Spur hinterlässt. Der »Fußtritt« referiert auf einen Eigennamen, er schreibt sich gewissermaßen *als* diesen Eigennamen ein. Dem entspricht auf der figuralen Ebene der Sachverhalt, dass der »Fußtritt« keine intentionale Hinterlassenschaft Ulrichs, kein »Werk« darstellt, sondern das Testament seines vorübereilenden Schritts schreibt, das eine doppelte Endlichkeit ineinander heftet, die vom Schritt und von »Ulrich« (»*Vestigium* ist das, was von einem Schritt bleibt. Es ist nicht sein Abbild, denn auch der Schritt ist nichts anderes als *vestigium*, flüchtige Spur seiner selbst (...) Das *vestigium* ist flüchtige Berührung, Bewegung des Schritts und nicht Abdruck des Schritts als dessen Werk.«).<sup>24</sup> Denn die Selbstreferentialität dieser Spur ist eine radikalere, sofern sie die Flüchtigkeit eines Schrittes und das Herbeizitieren des Eigennamens erst in der Öffnung eines Mundes miteinander verbindet. Der »Fußtritt« wird als Spur und als Öffnung, also in einem Zwischen in Szene gesetzt, für das der Name »Überrest« wohl zutrifft.<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Nancy 1999,  
140

<sup>24</sup> Nancy 1999,  
143

<sup>25</sup> Vgl. Derrida  
2006, 356;  
Nancy 1999,  
123-146

Die Indexikalität wird also verdoppelt (oder syntagmatisch-metonymisch ausgebreitet), der »Fußtritt« erscheint also keineswegs als faktische Größe oder einkreisbare Spur, geschweige denn als referentialisierbarer Index, sondern tut in der Öffnung des Ortes gleichsam sein eigenes Fehlen – als eine Leere – kund. Diese Immaterialität der Spur entspricht dem Flüchtigkeitsein des Schrittes bzw. dessen Selbstaufhebung und markiert eine Nachträglichkeit der Spur, deren Korrelat das »Sinnen« ist, sofern der »Fußtritt« strenggenommen nur in diesem gegeben ist (»oft sinnt, *über den* Fußtritt ...«). Denn der »Fußtritt« wird gar nicht als solcher erkannt, hat man die Sage als Interpretant vom Index vorerst nicht akti-

viert. Erst in einer Nachträglichkeit wird der »Fußtritt« also überhaupt wahrgenommen und nicht als bildliche Entität oder faktische Spur.

Obendrein ist das »Schreiten« oder der »Schritt« bei Hölderlin seltsam überdeterminiert: im Sinne etwa von »in Winkeln schreitend Gesang« kann man den dem Fußtritt vorausliegenden Schritt auch als eine Art »detour« vom normalen Gehen auffassen, als ein plötzliches Abbiegen, also ein Anakoluthon des Gehens (so wie die syntaktischen Einheiten von den Hölderlin'schen Enjambements auf befremdliche Weise zäsurirt werden). Das wird vom Zeilenbruch »Da nemlich ist Ulrich/ Gegangen« durchgeführt: »Ulrich« wird von seinem eigenen Gehen getrennt, das Gehen ist angesichts dieses Einschnitts – der die Materialisierung vom »Fußtritt« auf der Ebene der Zeilensetzung figuriert – an diesem Punkt ein Stolpern, ein Aus-dem-Gehen-Fallen. Natürlich ist diese Zäsur Leistung der unscheinbaren Materialisierung vom »Fußtritt« überhaupt, doch ist es so, dass der »Fußtritt« nicht bloß das syntagmatische Fortgehen der Schritte paradigmatisch verdichtet oder zusätzlich codiert, es vielmehr unterbricht. Der »Fußtritt« ist die Spur dieser Unterbrechung, die man ohne ihn nicht realisieren könnte – auch hier sind also Medium und Botschaft identisch.

Wie zeigt sich die Spannung zwischen dem Symbolischen des Eigennamens und dem Indexikalischen des Fußtritts? Es scheint, als bräuchte das Gedicht zur Begegnung mit der historischen Singularität den »Fußtritt« (als Emblem der Selbstpräsentation), da dieser über den arbiträren Eigennamen hinaus als *Zeugnis* für das Bezeugen der Singularität haften könnte. »Ulrich« lässt sich jederzeit benennen oder zitieren, während der »Fußtritt« etwas ist, wofür man keinen etablierten Namen hat (vgl. die Öffnung). Es ist eine Katachrese, es steht für das Unnennbare. Der Schritt als Verlassen des Ursprungs wird am stärksten von der Materialisierung des »Fußtritts« als Wunder inszeniert – bis zum Vergessen »Ulrichs« als eines autonomen und intentionalen Subjekts. Diese Materialisierung als Ereignis konnotiert bereits so etwas wie »Schicksaal«. Gleichwohl wird das Ereignis von der Sage, von »Ulrich« als Eigennamen mitbedingt, dadurch auch immaterialisiert und die Endlichkeit des Schrittes, das »vestigium« mit der Testamentarität des Eigennamens korreliert.

Wenn dem »Fußtritt« keine positivere Seinsweise zuzuschreiben ist als dem Namen, so destabilisieren sich die beiden Entitäten gegenseitig. Das geschieht erst in einem gemeinsamen Bezug: das »Wunder« der Materi-

alisierung des »Fußtritts« kann gerade die Arbitrarität des Namengebens nahelegen. Der Index zeigt also gleichsam den willkürlichen Charakter des Namens an – aber nicht bloß angesichts der von ihm »bezeichneten« Singularität, sondern die Zufälligkeit dieser Singularität selber *im* Namen. Nun aber wird der performative Akt des Namengebens vom »Fußtritt« auch durchkreuzt, lässt er jenen Akt erst in einer Nachträglichkeit lesbar werden (gleichsam als sein eigenes Symptom). Gerade der Name wird so eher als Symptom und nicht als Verkörperung von der sprachlichen Performativität in Szene gesetzt. Es war ja zu sehen, dass auch der »Fußtritt« mitnichten zu einer Verkörperung (von »Ulrich«) ernannt werden kann (Kontingenz des Schritts, Katachrese usw.). Das Symptom lässt sich an keiner ikonisch-isotopischen Entität des Textes festmachen, es verlagert sich auf die Sprache: auf den Eigennamen (parallel zur Verschiebung der Identität vom »Fußtritt«).

Dieser Zusammenhang ließe sich formelhaft wie folgt zusammenfassen: Das Siegel vom »Fußtritt« wird als Rechtfertigung der Anrufung vom Eigennamen eingesetzt, gleichzeitig aber bürgt seine magische Kraft für das »Wunder« der Materialisierung bzw. bezeugt dieses. Das Siegel als Zeugnis vom »Fußtritt« beglaubigt die Anrufung *und* die Identität des angerufenen Eigennamens. Das sieht man auch daran, wie der Vers »Da nemlich ist Ulrich ...« noch vor dem Namen den deiktischen Indikator »da« einsetzt, der bei Peirce als »degenerierter Index« fungiert: ein »proper name without signification, a pointing finger« als deiktischer Referenzhinweis.<sup>26</sup> »Da« und »Ulrich« verweisen von der Zeigegeste her somit aufeinander: Die Wiederholung der deiktischen Benennung (»da«) im Eigennamen gibt eine Figur der Anrufung als Präsentation ab (vom »Ort« lässt sich nur von dieser – zitathaften – Anrufung her überhaupt reden). Das potenziert auch die Selbstreferentialität des Namens – in der Verdopplung seiner symbolischen und indexikalischen Funktion.

Die Singularität lässt sich durch indexikalische Effekte nicht berühren – diese werden durch den Eigennamen, durch sein Nennen auch zu falschem Zeugnis. Indexikalität ist in der Sprache nie als solche gegeben, erst in einer Wiederholung. In der vom Eigennamen eröffneten sprachlichen Materialität ist der Index immer schon wiederholt worden (und ist von Tropen bzw. Zitaten schwer zu unterscheiden). Diese Wiederholung war ja auch Möglichkeit des »Sprechens« vom Mund, bzw. dieses Sprechen war immer schon Wiederholung. Singularität ist in einem ra-

<sup>26</sup> Zitiert bei Wirth 2007, 62

dikaleren Sinne also nur in der Sprache möglich, gleichwohl aber auch unmöglich. Die Arbitrarität des Namens ist eine radikalere als die der indexikalischen Spur – der *Schritt* »von der Schrift zur Spur« bleibt für ewig unterbrochen bzw. in der Schweben: er ist ein Versprechen der Sprache. Der Eigenname hat die größere Macht über die Singularität, durch ihn wird diese jedoch gleichzeitig auch radikal ambivalent gemacht. Da der apostrophierbare Eigenname stets das Anrufen, das Heißen voraussetzt, kein bloßes Bezeichnen meint, ist sein Nennen nur schwer zu trennen von Effekten der Beglaubigung und der (Selbst)Autorisierung. In diesem Sinne ruft der Eigenname selber auch schon die ihn Heißenden an, die Autorisierungsgesten des Bezeugens von diesem Anrufen als Effekt des Eigennamens antworten auch auf dieses Heißen. »Ein groß Schiksaal« ist »bereit«, womöglich auf dieses Rufen zu antworten, ihm zu ent-sprechen – ein Rufen, das gewissermaßen von ihm selbst ausgeht, sofern der »Fußtritt« in seinem »Sinnen« gegeben ist.

In der Tat, der »Fußtritt« wird im »Sinnen« gleichsam in eine zweite Nachträglichkeit oder Supplementarität versetzt. Gerade weil das Siegel eine performative Operation, die Beglaubigung erfordert, die die Wiederkehr des Eigennamens verantwortet, kann das Scheitern der Beglaubigung den Namen selbst entleeren. Andererseits aber ist die Spur selbst Effekt einer unmöglichen Inkarnation der Performativität, die im Geben des Namens mit aktiv ist (vgl. die testimoniale Verschränkung der magischen Kraft des Siegels mit dem »Wunder« des Abdrucks) – diese aber durch die Problematisierung des Eigennamens immer schon verschiebt. So kommt es zur virtuellen, aber um so bedrohlicheren Öffnung, die »Performativität« als eine zufällige, sich selbst entziehende charakterisiert. Dies zeigt sich z.B. im Anagramm, das als Symptom weder auf das Motiviert- noch auf das Unmotiviert-Werden abzuwälzen ist,<sup>27</sup> das diese Opposition vielmehr verunsichert. Anagrammatik steht bekanntlich in enger Verschränkung mit der Textualität des Namens (der Name »Ulrich« scheint sich im Text zu zerstreuen: »ähnlich«-»nämlich«-»Ulrich«, bzw. seine Vokale kehren in »unmündig« und »Fußtritt« wieder).

In diesen Zusammenhängen verhält sich der »Fußtritt« selbst als ein potentieller Name, die dispersive Wirkung von »Ulrich« strahlt auf ihn aus. Ein unmöglicher Eigenname – des »großen Schiksaals«. (Die Namenlosigkeit von »Fußtritt« und »groß Schiksaal« nähert sie ja einander. Vgl. Benjamin: »Ist aber die Exponierung des Namens schon an sich

<sup>27</sup> Vgl. Wirth 2007

eine der stärksten Einwirkungen, die auf seinen Träger gedacht werden können (die Amerikaner haben es praktisch verwendet, indem sie Smith und Brown von ihren Lichtreklamen anreden lassen), so verbindet sie in der Wahrsagung sich selbstverständlich mit dem Inhalt des Gesagten.«<sup>28</sup> Die Urszene des Spurendeutens weckt nämlich den Ausdruck »die Wege des Schicksals« auf: das »groß Schiksaal« deutet eine Spur, die es möglicherweise selber hinterließ, es deutet sich selbst in dieser Inskription. Das leistet die Sprache im Anrufungspotential des Namens: die Spur (der Index, das Zeichen) wird zu einem potentiellen uneigenen Eigennamen des Deutenden. Das geschieht im Spurenlesen, es ist keine Verkündung oder Weissagung eines Inhalts (lebensgeschichtlicher oder geschichtsphilosophischer Art). Da aber nicht zu entscheiden ist, ob der »Fußtritt« im Namen von »Ulrich« oder im Namen des »groß Schiksaals« signiert, kann dieser Name sehr wohl auch ein Pseudonym sein, der einen Anderen, den Anderen seiner selbst meint (so wie »Scardanelli« als signierender Name in den spätesten Gedichten von Hölderlin). Der Name wird – als *Eigenname* – sowohl gegeben als auch entzogen (z.B. als Echo eines anderen Namens) – das ist das Beispiel einer unscheinbaren »Performativität«. Das aber ist ein Ereignis der Interpretation, von ihr zumindest nicht zu lösen – wenn schon, dann ist dies dasjenige »Wunder«, das im Zeugnis des Textes, im Text als Zeugnis unterschwellig präsent ist (laut Marshall ist eine »existentiell« begründete Indexikalität eine Auszeichnung des Literarischen).<sup>29</sup> Die Zukünftigkeits (»Schiksaal«, »bereit«) erscheint nur in der Engführung mit einem Wiederkehrenden (»oft«, »übrig«), dem »Fußtritt« (vgl. *Brod und Wein*: »und zurück deutet der *kommende* Gott.« Hervorh. Cs.L.).<sup>30</sup> Ein solcher Name des Eigenen als eines Anderen heißt ebendieses Eigene selbst von einem Unbekannten oder einem Ereignis her, die höchstens den »Namen« »Schicksal« tragen können, also Katachresen sind. »Ulrich« als identifizierbarer Eigenname wird zur Wiederholung des im »Fußtritt« gesetzten inskriptionellen Zusammenhangs, der einem performativen Ereignis – dem »Wunder« als »Schiksaal« – zu verdanken ist und der sich nur in der Iterabilität des Eigennamens kundgibt (indem er diese auch veranlasst und den Namen zu einer Katachrese macht). Das »Behalten« des Namens (*Mnemosyne*) ist die Bewahrung des »Wunders« im Namen, das keinen Namen hat, namen-los ist. Das Heißen (des Namens) ist zugleich auch ein Entzug des Namens: die Testamentarität des

<sup>28</sup> Benjamin  
1972, 372

<sup>29</sup> Marshall  
1979, 286–291

<sup>30</sup> Hölderlin  
1992, 374

Namens legt ein Rauschen frei (und macht jegliche »Sprechhandlung« und indexikalische Spurensicherung unlesbar). Den Ereignischarakter des Heißens umschreiben die bekannten Zeilen von *Patmos*:

und nicht geweissagt war es, sondern / Die Loken ergriff es, *gegenwärtig*, /  
Wenn ihnen *plötzlich* / Ferneilend *zurück* blikte / Der Gott und *schwörend*,  
/ Damit er halte (...) Wenn aber stirbt alsdenn / An dem am meisten / Die  
Schönheit hieng, daß an der Gestalt / *Ein Wunder* war und die Himmlischen  
*gedeutet* / Auf ihn ...<sup>31</sup>

<sup>31</sup> Hölderlin  
1992, 450–451.  
Meine Hervorh.

In der Iterabilität des Eigennamens meldet sich eine materielle Dimension der Sprache, die die Interpretation der Textualität vom »Fußtritt« herausfordert, jenseits der epistemologischen »Orientierungs«- und »Wissenskunst« als kultureller Techniken. Sie meint die Fortsetzbarkeit der Interpretation. »Oft sinnt« entspricht dem Unvorhersehbaren (in) der Interpretation, die den Wiederholungscharakter jeglicher Spur der Sprache in einer Unterbrechung herausstellt. Erst so, angesichts eines technisch nie zu zähmenden und prognostizierbaren Unvorhersehbaren als materiell-immateriellem Ereignis kehren materielle Effekte als virtuelle Symptome wieder. Eine solche Interpretation vermag in der Freisetzung einer Dimension des Rauschens vom Wiederkehrenden keine Teleologie »von der Schrift zur Spur« (oder auch umgekehrt) zu postulieren, noch weniger die Zeichen in den Diensten einer entsprechenden Zielgerichtetheit zu stellen. Eine solche Teleologie ist vielmehr immer schon die Fehllektüre unscheinbarer Wiederholungen, die die Indizes nicht einfach »lesen«, sondern sie vielmehr wiederkehren lassen.

## Literatur

Benjamin, Walter: Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt.

In: Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften*. Bd. IV/1. Frankfurt a. M. 1972, 372.

Binder, Wolfgang: *Hölderlin-Studien*. München 1970.

Derrida, Jacques: Heideggers Hand. In: Derrida, Jacques: *Geschlecht (Heidegger)*. Wien 1988. 43-97.

- Derrida, Jacques: Der Entzug der Metapher. In: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998, 218–234.
- Derrida, Jacques: *Maschinen Papier*. Wien 2006.
- de Man, Paul: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a. M. 1988.
- de Man, Paul: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt a. M. 1993.
- de Man, Paul: Hypogram und Inschrift. In: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1988, 375–413.
- Didi-Huberman, Georges: *Fra Angelico. Unähnlichkeit und Figuration*. München 1995.
- Fehér M., István: Wort und Zeichen. Die strukturalistisch-semiotische Sprachauffassung aus hermeneutischer Sicht. In: Ernő Kulcsár-Szabó / Csongor Lőrincz / Gábor Tamás Molnár (Hg.): *Spielarten der Sprache. Transgressionen des Medialen in der Literatur*. Budapest 2004, 19–42.
- Foucault, Michel: Die Wahrheit und die juristischen Formen. In: Foucault, Michel: *Schriften in vier Bänden*. Bd. 2. Frankfurt a. M. 2002, 669–792.
- Heidegger, Martin: Was heißt Denken? In: Heidegger, Martin: *Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart 1954, 123–137.
- Hölderlin, Friedrich: *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. I. Hg. v. M. Knaupp. München 1992.
- Krämer, Sybille (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt a. M. 2007.
- Lachmann, Renate: Kultursemiotischer Prospekt. In: Anselm Haverkamp / Renate Lachmann (Hg.): *Memoria – Vergessen und Erinnern*. München 1993, XVII–XXVII.
- Marshall, Donald G.: The Ontology of the Literary Sign: Notes toward a Heideggerian Revision of Semiology. In: William V. Spanos (Hg.): *Martin Heidegger and the Question of Literature*. Bloomington 1979, 271–294.
- Nancy, Jean-Luc: *Die Museen*. Stuttgart 1999.
- Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft. In: Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. Bd. 3. Berlin / New York 1980, 343–651.
- Trabant, Jürgen: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt a. M. 1990.
- Trabant, Jürgen: Memoria-fantasia-ingegno. In: Anselm Haverkamp / Renate Lachmann (Hg.): *Memoria – Vergessen und Erinnern*. München 1993, 406–424.

Wirth, Uwe: Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität. In: Sybille Krämer (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt a. M. 2007, 55-81.

Weinsheimer, Joel: *Philosophical Hermeneutics and Literary Theory*. New Haven/London 1991.